

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 115.

Mittwoch, 17. Mai.

1916.

(9. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

Ein Gefühl der Furcht überschlich sie — um Gotteswillen nur das nicht, nur nicht kompromittiert, in solche Dinge hineingezogen werden. Angstlich lauschte sie nach der Tür, ob die Häcker nicht schon hinter ihm wären — und immer sprach er noch nicht, sein Schluchzen war in stilles Weinen übergegangen, das trotz aller Furcht ihr Mitleid erregte.

Und nicht nur ihr Mitleid: Sie hatte für den hübschen Jungen viel übrig, ihm dies oft gezeigt, doch er war stets daran vorübergeglitten — sollte jetzt der Augenblick gekommen sein, daß sie seine Dankbarkeit, vielleicht mehr gewinnen könnte?

Doch das war nur ein schneller Gedanke, so angeflogen — schon überwog die Furcht wieder bei ihr, und in dieser Furcht, in dem Verlangen, sich Gewißheit zu verschaffen, stieß sie hervor:

„Was ist mit Ihnen, Sergei Alexandrowitsch, so sprechen Sie doch, Sie foltern mich.“

Das klang nicht sehr gütig, erregt, beinahe gereizt, doch er hatte im Augenblick für den Ton, in dem die Frage gestellt war, kein Verständnis, er hörte nur, daß sie ihn aufforderte zu sprechen.

Sein Weinen verstummte, er suchte sich zu fassen, sah sie einige Sekunden an, dann fing er an zu erzählen. Erst müde, schleppend, nach Worten suchend, dann, als mit den Worten immer stärker das Bewußtsein seiner Verzweiflung sich fühlbar machte, hastiger, sich fast überstürzend: Es handele sich um Anna Palzema, die —

Olga Petrovna war aufgesprungen:

„Sollten Sie ein, was ist's mit ihr, was haben Sie mit ihr zu schaffen?“ und als er in seiner Erregung doch weiter sprechen wollte, unterbrach sie ihn von neuem:

„Sergei Alexandrowitsch, bevor ich Sie sprechen lasse, erklären Sie mir, bekennen Sie — gehören Sie zu jener Partei, dann —“

Sie hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sah ihm in die Augen, als ob sie die Wahrheit daraus lesen wollte.

„Nein, ich gehöre nicht dazu, habe mit all den Dingen nichts zu schaffen, ich bitte nur für die Unglückliche, die mir — nahe steht — die ich liebe.“

Die Künstlerin hatte schnell die Hand zurückgezogen und ging erregt im Zimmer auf und ab. Sie kämpfte mit sich. Sollte sie ihn anhören oder ihm die Tür weisen? Was hatte sie mit seiner Liebe, die jener gehörte, zu schaffen — doch Sergei sprach schon weiter:

„Ja, ich liebe sie, und ich flehe Sie an, helfen Sie, retten Sie sie. Ich gehöre nicht zu jener Partei, habe nie dazu gehört — ich habe Anna Palzema in ihrem Hause kennen gelernt, wo ich ihren jüngeren Bruder unterrichtete. Sie ist die Tochter eines kleinen Kaufmanns, die Eltern sind einfache, schlichte Leute, niemals habe ich denken können, daß Anna sich mit solchen Dingen beschäftigen. Sie ist da hineingeraten durch

eine Freundin, erst später, leider zu spät, habe ich davon erfahren — nie hat sie sich mit einem Worte verhalten, auch mir gegenüber nie davon gesprochen. So gut, so sanft — wahnsinnig könnte ich werden, wenn ich mir vorstelle, daß ich, wenn ich alles früher gewußt, sie hätte beschützen, vielleicht retten können. Vielleicht, wenn ich sie angefleht, hätte sie sich zurückgezogen — vielleicht auch nicht — ich weiß es jetzt selbst nicht, sie war so phantastisch — und doch, doch, wie war es möglich gewesen, daß sie die Tat vollbracht, ich stehe vor einem Rätsel.“

Olga Petrovna war wieder zu ihm getreten:

„Und was, glauben Sie, kann ich tun, welcher Gedanke hat Sie zu mir geführt?“

„Sie kennen den Minister des Innern, er allein hat die Macht —“

„Lassen Sie sich nicht auslachen, Sergei Alexandrowitsch, was glauben Sie, was muten Sie mir zu. Ich soll wegen dieser Person, die gemordet hat, beim Minister bitten gehen, mich selbst in ein Licht stellen, als ob ich — nein, mein Dieb, keinen Schritt tue ich, nichts, gar nichts, hat das Mädchen die Schuld auf sich genommen, so muß sie dafür büßen. Seien Sie froh, daß Sie von ihr befreit sind, über kurz oder lang hätte sie Sie zu sich herübergezogen — vielleicht wären Sie dann heute an ihrer Stelle.“

Sergei war aufgesprungen und blinnte sie wortlos an. So hatte er sie noch nie gesehen — ihre Augen sprühten — was war das, was hatte ihr jene Unglückliche getan —

Trotz der halben Betäubung, in der er sich befand, sahnte sich doch langsam ein Gedanke Raum: Das war Haß — und wenn eine Frau haßte, konnte das nur aus Eifersucht sein. Zu dem Gedanken trat ein Erinnerung — ein Erinnerung an eine Stunde, deren Begebenheiten er damals kaum beachtet, die aber heute, jetzt im Augenblick, klar vor seine Seele traten: Einige Wochen war es her, auch an einem ihrer Musikabende, er war, wie heute, vor den übrigen Gästen gekommen, da er ihr auf ihre Bitte einen Baden Roten von dem Musikalienhändler mitzubringen versprochen. Die Tartakowa hatte ihn, als er wieder gehen wollte, zurückgehalten und aufgefordert, die leere Stunde, die bis zum Beginn der Gesellschaft noch vor ihnen lag, mit ihr zu verplaudern.

Sie hatten zusammen gefessen, erst über dies und jenes gesprochen, dann, nachdem sie von ihrer Baise auf einige Minuten abgerufen und wieder gekommen war, hatte er Tränen in ihren Augen bemerkt. Als er sie nach der Ursache gefragt, war es herausgekommen: Ihr Mann, er habe wieder getrunken — sie sei so unglücklich — sie hatte ihm all ihren Kummer vertraut.

Sergei, der schweigend zugehört und nicht gleich ein Wort des Trostes gefunden, wohl auch nicht dazu gekommen wäre, etwas zu sagen, erfuhr nach und nach die ganze Trostlosigkeit ihrer Ehe: Wie ihr ganzes

Leben durch die unglückselige Leidenschaft ihres Mannes ruiniert sei, wie sehr sie sich sehne, jemand zu haben, der mit ihr fühle.

Wäre er nicht damals mit allen Sinnen bei seiner eigenen Liebe, nicht überhaupt zu beschreiben in seinem Denken über sich gewesen, so hätte er wohl herausgehört müssen, was ihre Worte bedeuteten; daß sie ihn geradezu aufgefordert hatte, dieser jemand zu sein, der mit ihr fühle, der sie trösten sollte. Bald waren dann die ersten Gäste gekommen, und Olga Tartakowa hatte sich wieder als die liebenswürdige Künstlerin gezeigt, die für alle ein freundliches Wort hatte.

Heute fiel ihm diese Stunde wieder ein, jetzt, als er sie vor sich sah, erregt, jene unglückliche Fremde, die ihr nie in den Weg getreten, verdammend. Das war nicht nur Abscheu vor der Tat, die jene begangen — er mußte gut genug, wie milde man auch heute noch in der Gesellschaft diese Attentate beurteilte, wie oft, ja fast immer, die Sympathie auf Seiten der Attentäter war, trotzdem die Gesellschaft angefangen hatte einzusehen, daß sie durch ihr Kokettieren mit der revolutionären Bewegung diese ernster und ernster hatte werden lassen. Also das war es nicht, was die Tartakowa so in Zorn versetzen konnte — wieder kam er darauf zurück — hier handelte es sich um Haß gegen eine einzelne Person, und wenn er sich die Szene von damals zurückerief, so fand er keine andere Erklärung für diesen Haß als seine Liebe zu dem Mädchen, die er ihr soeben gestanden. Und weiter: Somit war dieser Haß aus Eifersucht entstanden, und er hatte durch sein Geständnis ihre Eifersucht heraufbeschworen.

Einige Minuten stand er wie betäubt. Er war gekommen, um Hilfe für die, die er liebte, zu erbitten und hatte ihr eine Gegnerin geschaffen.

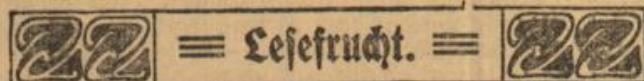
Wenn das auch die Lage der Unglücklichen nicht verschlimmern konnte, so war doch jede Hoffnung, ihr Hilfe zu verschaffen, geschwunden. Was tat er also noch hier, warum stand er und hörte zu, wie die Tartakowa sich wieder in Schmähungen über die arme, verführte Whontastin erging?

Aber trotz allem, was er dachte und sich sagte, konnte er sich nicht losreißen: Da stand ein schönes Weib vor ihm — und trotz allem Schmerz, der ihn fast von Sinnen gebracht, trotz der bangen Furcht um das Schicksal jener, der seine Liebe gehörte, konnte er seine Blicke nicht losreißen, mußte immer von neuem zu ihr hinsehen und ihre Schönheit bewundern.

Der Zorn hatte ihre Wangen gerötet, hoch aufgerichtet stand sie, die Worte sprudelten über ihre Lippen, doch er verstand schon nicht mehr, was sie sprach, er sah nur, wie schön diese Lippen gewölbt waren, in welcher magischen Feuer ihre Augen erglänzten, und einen Moment lang überkam ihn das Gefühl, ein Gefühl wie eine Maserei: Das Weib da vor sich an sich zu reißen, ihren Mund mit Nässeln zu bedecken und sie unter seinen Willen zu zwingen, um dann durch sie jener anderen Hilfe zu bringen.

Das Bild jener anderen jedoch verblaßte langsam — langsam entschwand auch, was ihm sonst noch vor Augen gestanden: Die vor den Heiligenbildern auf den Knien liegenden alten Eltern, wie er sie heute früh gesehen, als er in das Haus trat — das bleiche Gesicht seines Schülers mit den angstvoll aufgerissenen Augen, der eingeschüchtert durch die Zimmer irrte, in denen die geöffneten Schränke und Kommoden, auf dem Fußboden zerstreute Wäsche und Papiere davon Zeugnis ablegten, wie die Polizei in dem Haus gewirtschaftet.

(Fortsetzung folgt.)



Wir wissen, welche Wirkungen die Not äußert. Wir wissen, daß sie selbst weise Männer reizbar, unverständlich und leichtgläubig, begierig nach augenblicklicher Erleichterung und unbestimmt um entferntere Folgen macht.

Moskau.

Geld aus Rauch.

(Aus der Geschichte der Tabaksteuern.)

Als der englische Seeheld Walter Raleigh den Tabak, dieses „sonderbarste Kraut der Naturgeschichte“, zuerst in England einführte, da erregte er allgemeine Vermunderung. Die Zigarre in seinem Munde war bei Hofe Gegenstand des allerhöchsten Interesses und gab zu vielen Scherzen Anlaß. Eines Tages wettete er mit der Königin Elisabeth, daß er sogar das Gewicht seines Rauches bestimmen könne, und er gewann, indem er zuerst den Tabak und dann die Asche wog und das Fehlende als das Gewicht des Rauches bestimmte. Die Königin aber zahlte mit den Worten: „Andere lassen ihr Geld in Rauch aufgehen, Ihr wißt sogar Geld aus Rauch zu machen.“ Geld aus Rauch! Dies Wort der englischen Herrscherin haben sich die Herrscher der Welt gesagt sein lassen und seitdem eifrig die einbringliche Kunst betrieben, Geld aus Rauch zu machen. Der Gedanke lag ja so nahe, den Genuß dieses so lange verabschauten und verdrümmten „Höllenkrautes“ wenigstens recht teuer zu gestalten. In Deutschland ist man in dieser Hinsicht stets am gelindesten verfahren, und wenn auch jetzt höhere Abgaben auf den Tabak gelegt werden, so bleiben wir doch weit hinter dem zurück, was alte und neue Zeiten den Rauchern an Gelbpfennern auferlegt haben. Frühere Regierungen hatten es leichter, die Gabe des französischen Arztes Jean Nicot an die europäische Menschheit sich mit Gold aufwiegen zu lassen; gaben sie doch vor, damit ein frommes und segensreiches Werk zu vollbringen, denn man hielt damals das Rauchen nicht nur für eine zum Tode führende Vergiftung, sondern auch für eine Todsünde. König Jakob I. von England unternahm daher eine für alle Staaten gewinnbringende Tat, als er in seinem „Misocapnus“ das Rauchen als eine Ausgeburt der Hölle und den Raucher als einen Höllensohn verdamnte. Sein Sohn Karl I. zog aus den väterlichen Lehren den praktischen Schluß, daß er an dieser „Unsitte“ wenigstens etwas verdienen wolle und führte die erste Besteuerung des gesamten Tabakhandels 1652 ein, indem er von dem eingeführten Tabak Zölle erhob und gleichzeitig die Erlaubnis zur Tabakfabrikation und zum Tabakhandel verkaufte. In Frankreich hatte man schon früher den gleichen Weg beschritten; hier wurde der Tabak 1629 mit einer Abgabe belegt, und nachdem er dann eine Zeitlang völlig verboten war, mußte ihn Ludwig XIV. zu einer einträglichen Einnahmequelle zu gestalten. Portugal aber ging allen anderen Ländern damit voran, daß es 1664 das Tabakmonopol einführte, die ganze Verwertung und den Verkauf des Tabaks also von Staatswegen besorgte. Wie glücklich man über diese Lösung der schwierigen Frage war, beweist die Antwort, die die portugiesische Akademie der Wissenschaften auf die Frage gab: „Welches Glied ist dem Staate am nützlichsten?“ Die gelehrten Herren fanden allgemeinen Beifall mit der Entgegnung: „Die Nase, denn durch sie wird das Rauchen befördert und genutzreich.“

Am längsten haben die Russen der lockenden Kunst, aus Rauch Gold zu machen, widerstanden. Rauchten doch die Türken, ihre Erzfeinde, und wandten doch die Polen das Bibelwort darauf an: „Was aus dem Munde ausgehet, ist Sünde.“ Das Aufschließen der Nase oder Deportation nach Sibirien waren die Strafen, die auf den Tabakgenuß standen. Als aber Peter dem Großen in London das Geld ausging, erlaubte er den stets geschäftstüchtigen Engländern die Tabakeinfuhr nach Rußland gegen die runde Summe von hunderttausend Talern und versprach nach Voltaire, „seine Russen und seine Polen rauchen zu lassen.“ In Deutschland hat man frühzeitig angefangen, selbst Tabak zu bauen, um von den teuren ausländischen Sorten loszukommen. 1678 versuchte man den Tabakbau in der Mark Brandenburg; 1697 baute man in Hessen das seltsame Kraut bereits in großem Umfange an, und 1719 sah sich der Rat von Straßburg genötigt, den Anbau von Tabak zu verbieten, weil er dadurch eine zu große Einschränkung des Getreidebaues befürchtete. Diese deutschen Sorten, auf die wir auch heute wieder dankbar uns stützen, da die Einfuhr unterbunden ist, wurden trotz allen Spottes und aller Verachtung rasch beliebt, und sie alle können den Nachspruch führen, den man früher auf den Tabakpfeifen aus Bierraden bei Schwedt las: „Nur Mut, der Ufermärtsche Tabak raucht sich gut.“ Schon im 18. Jahrhundert bediente man sich auch vielfach des ungarischen Tabaks bei der Fabrikation, und ein Mitarbeiter der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung läßt sich 1796 darüber vernehmen: „Bei der

eintretenden Unsicherheit der amerikanischen Schifffahrt durch französische Kaper hat sich der Handel mit ungarischem Tabak merklich gehoben, und in der Tat kann sich der deutsche Raucher durch den Genuß dieses vortrefflichen Tabaks den viel teureren überseeischen Knafter ersparen." Um 1800 hatte Deutschland 180 große Tabakfabriken, und das „Taschenbuch für Raucher“ fingt ihm deshalb folgendes Loblied: „So verdanken viele Tausende Menschen demnach ihre irdische Subsistenz einem Kraute, das zum nützlichen und spielenden Rauche werden soll, und so befördert unser Rauch die Betriebsamkeit, den Geldumlauf, den Wohlstand, die Bevölkerung.“ Nach Schlözers Berechnung, der für eine umfassende Tabaksteuer auch in Deutschland eintrat, erhielt der König von Frankreich 1740 durch den Tabak 2 Millionen Reichstaler, der König von Portugal 1753 2½ Millionen, Maria Theresia 1770 fast 1 Million. Stets hat sich in der Geschichte des Tabaks der Genuß am Rauchen stärker erwiesen als die Rücksicht auf den Geldbeutel, und wenn Ludwig Bamberger bei der Tabaksteuerdebatte im Reichstag 1878 das geflügelte Wort sprach: „Fünf Zigarren bedeuten mehr als zehn“, so wird ihm kein Raucher der Welt darin recht geben.



Aus der Kriegszeit.

Die Schmerzen der englischen Automobilbesitzer. Über die finanzielle Krise, die der Krieg in gewissen Bevölkerungsschichten Englands hervorgerufen hat, unterrichtet eine sehr bemerkenswerte Tatsache: man kann jetzt in England für Sportpreise Automobile haben. So und so viele Leute, die sich früher selbstverständlich den Luxus leisten konnten, sind heute nicht mehr in der Lage dazu, um so mehr, da die ungeheure Verteuerung der notwendigen Betriebsstoffe und des Bedienungspersonals sehr stark ins Gewicht fällt. Diejenigen, die am Kriege sehr viel Geld verdient haben, sind zum größten Teil Leute, die schon vor dem Kriege ein schönes Teilchen Geld im Frocken und daher ihr Automobil hatten. Aus englischen Fachzeitschriften erfährt man die niedrigen Summen, die heute gelegentlich für Automobile bester und leistungsfähigster Marken gezahlt werden, selbst wenn die Automobile nur ganz kurze Zeit im Gebrauch waren. Für 1000—2000 M. kann man schon sehr hübsche und gute Wagen erhalten. In englischen Sport- und Industriezeitschriften hat man schon vor längerer Zeit Beratungen darüber gepflogen, wie man Maßnahmen treffen könnte, um diese Verschleuderung teurer Automobile aufzuhalten. Aber sie scheint wirklich unaufhaltbar zu sein.

Französische Betrachtungen über die Fliegerkrankheit. Die hervorragende Ausbildung, die das Flugwesen während des Krieges erfahren hat — und zwar sind hier nicht nur die Verbollkommnungen der Apparate, sondern auch die Fortschritte in der Ausbildung der Flugzeugführer gemeint — hat auch das Interesse der Ärzte in individueller Weise auf das Flugwesen gelenkt und zur genaueren Beobachtung der Wirkungen des Fliegens auf den menschlichen Körper vom Standpunkt der Medizin geführt. Während die im Luftkampf sowie durch Abstürze und sonstige Unglücksfälle hervorgerufenen Verletzungen sich in ihrer Art im allgemeinen nicht von der Mehrzahl der auf festem Boden zugefügten Verwundungen unterscheiden und daher keine besondere oder neue Art der Behandlung erfordern, ruft das Fliegen selbst, hauptsächlich durch den schnellen Wechsel der Höhenverhältnisse, verschiedene anormale Erscheinungen hervor, die unter dem Sammelbegriff der „Fliegerkrankheit“ zusammengefaßt werden. Neue Betrachtungen über diese Fliegerkrankheit stellt der zur Fliegerstation von Nancy gehörende französische Militärarzt Ferry in der Presse Medical an. Ganz besonders werden hierbei, wie die Münchener Medizinische Wochenschrift bemerkt, die Ursachen und Folgeerscheinungen des Gefäßdruckes beim Fliegen in Betracht gezogen. Der Aufstieg im Flugzeug hat stets ein Sinken des arteriellen Druckes zur Folge, das sich um so deutlicher zeigt, je rascher der Aufstieg erfolgt. Weiter ist der Herzgefäßapparat, der sich den ständig wechselnden Einflüssen mit großer Schnelligkeit anzupassen hat, sehr leicht einer Ermüdung ausgesetzt. Während man bisher die für die Fliegerkrankheit bezeichnenden Gefühle wie Schläffigkeit, Schwäche und Schwindel auf Veränderungen im inneren Ohre durch den ungleichmäßigen Druck auf das Trommelfell zurückführte, ist Ferry der Ansicht, daß die wahre Ursache eher in einer leichten Blutarmut des Gehirns zu suchen sei, die durch

das gleichzeitige Auftreten der Ermüdung des Herzgefäßsystems und der Verminderung des arteriellen Druckes veranlaßt würde. Es sei darum jedem Flieger dringend anzuraten, ein allzu schnelles Indichgehsteigen sorgsam zu vermeiden, wo dies nicht aus äußeren Gründen unbedingt notwendig ist. Außerdem sei mehr als bisher bei der Prüfung der Flugpiloten streng darauf zu achten, daß der zukünftige Pilot an keinem Defekt leide, der ihn für die raschen Einflüsse auf den Gefäßapparat empfindlich mache.

Der Hering als „Gesundmacher“. Seit alten Zeiten wird dem Hering, der als Volksnahrung heute eine besonders wichtige Rolle spielt, eine medizinische Wirkung in weitem Umfange zugeschrieben. Der Amsterdamer Bürgermeister Nikolaus Tulp hat seine Vorzüge in dieser Hinsicht dahin zusammengefaßt, daß ein guter Hering, zu rechter Zeit genossen, die Verdauung fördere, die Ekstase erhöhe, den Schleim löse und den Leib flüssig mache. Die Krankheiten verschwänden vor den Heringen wie die Nebel vor der Sonne; das sei allgemeiner Glaube in Holland, wo man dem Hering den Ehrennamen des „Gesundmachers“ gegeben habe. Man gebrauchte früher den Hering als Allheilmittel gegen alle möglichen Leiden und in jeglicher Form. Auf eine große Zahl solcher Heringrezepte verweist Kurt Jagow in einer fesselnden Untersuchung über den „Hering im Volksglauben“ im Archiv für Fischereigeschichte. Einzelne Teile des Herings wurden in der einfachsten Weise gegen die verschiedensten Krankheiten verwendet: Ein Herz jeden Morgen lang gegessen, gegen Geschwür am Magenmund; die Galle mit Honig vermischt, gegen Dysenterie; die Leber ebenfalls mit Honig vermischt, gegen Zahnschmerzen; die Kiemen zu Pulver verbrannt, gegen Epilepsie und zu deren Verhütung; der Hagen in Weinen gelegt, gegen Hämorrhoiden. Ausgepreßter Hagensaft liefert ein vorzügliches kosmetisches Wasser, das bei Brennen, Räte und Ausschlag des Gesichtes gute Dienste tut. Mit Nalgalle gemischtes Hogenöl ist, in das Ohr getropft, gut gegen Schwerhörigkeit. Die Heringsmilch, mit etwas Butter gerührt und durch ein Tuch gepreßt, soll sich bei erkrankten Gliedern bewährt haben, wenn diese Salbe, auf ein Leder gestrichen, darüber gelegt wird. Sie soll auch den Schmerz und das Jucken vertreiben, das man in erkrankten Gliedern bei jedem Wetterwechsel empfindet. Die Heringsmilch, die in Berlin als Hausmittel bei Husten und Heiserkeit noch heute vielfach gebraucht wird, hat auch bei Luftröhrenschwindel mit Erfolg Verwendung gefunden. Meistens waren die Manipulationen, die mit dem Hering vorgenommen wurden, um ihn zu Heilzwecken verwendbar zu machen, sehr einfach. So schreibt Beders großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste vom Jahre 1735 vor: „Ein über den Rücken geschnittener Hering, auf die Fußsohlen gelegt, ziehet die Flüsse vom Haupte, verzehret die Wassersucht und mildert die Hitze in Fiebern.“ Und ebenda heißt es: „Ein Hering auf die Nacht gegessen und nichts getrunken, vertreibt den Husten.“ Jemanden, der von Schlangen oder tollen Hunden gebissen ist, soll man nach Reinigung der Wunde mit Essig einen aufgerissenen Hering von der inneren Seite so auf die Wunde legen, daß sie ganz damit bedeckt ist. Daneben gab es noch eine Menge Rezepte, deren Herstellung mehr als kompliziert war, die aber vielleicht gerade darum besonders angesehen waren und für sicher wirkend galten. Auch die Heringslake ist ein Allheilmittel. Innerlich genommen hilft sie gegen Verschleimung; äußerlich angewendet heilt sie Verletzungen, frische Brandwunden, Brustgrippe, Hunde- und Schlangengift, kalten Brand, Geschwüre, Krebs, erkrankte Glieder, Halsbräune, geschwollene Drüsen, Atryp. Auch heutzutage noch spielt der Hering als Hausarzneimittel eine Rolle. Wenn z. B. ein Mann auf dem Hunsrück Halschmerzen hat, nimmt er einen Hering direkt aus dem Tran, legt ihn um den kranken Hals und bindet tüchtig Schafwolle und außerdem noch ein wollenes Tuch darüber. So bleibt der Hering eine Nacht liegen; und jedermann schwört darauf, wie probat dies Mittel sei. Auch in den Gang der Weltgeschichte hat der Hering erfolgreich eingegriffen. So wird unter dem Namen der Heringschlacht folgende Episode aus dem französisch-englischen Kriege 1420 berichtet. Halstaff hatte einen Transporth von gefangenen Fischen von Paris zum englischen Heere zu bringen, welches Orleans belagerte. Bei einem Angriff, den die Franzosen unterwegs auf die Truppe machten, verschlangte sich Halstaff hinter seine Heringswagen und leistete so Widerstand, bis er schließlich die Feinde in die Flucht schlug.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Romane und Novellen.

* „Lala.“ Aus dem Seelenleben einer deutschen Frau und Wärtter in den Kriegsjahren 1914/1915. Von Wilh. Wächter. (Verlag G. Vörl u. Co., München.) „Wenn auch das Lesen dieses Buches von all den Müttern, deren Seelenleben noch erst die Stadien langsam fortschreitender Entwicklung durchzumachen hat, nur einige für den „Lalathypus“ gewonnen werden, dann erlebt der Autor seine schönste, reinste Freude, die wahre Himmelsfreude, die seit Menschengedenken allemal da aufkommt, wo ein bereits verlorenes Gelande doch wieder gefunden wurde.“ So ungefähr schließt Wächter sein Lala-Buch. Seine Absicht ist sicher gut und lobenswert, falls man überhaupt gelten lassen will, daß „eine bestimmte Absicht“ einem literarischen Werk aufzustempeln, nicht ohne weiteres unkünstlerisch ist. Dies nur nebenbei. Ich frage: Für wen ist das Buch geschrieben? Diejenigen, die es angeht, also Mütter, die ihre Söhne draußen im Feindesland kämpfend wissen, werden das Buch lesen und durch die Reizure neue Sorge und neue Qualen häufen, und Tag und Nacht wird sie das Schicksal der kleinen Lala und ihres großen blonden Jungen ängstigen — und die anderen, die es angeht, das sind die Wärtter, die sich in Jammer und Glend durch den grauen Alltag schleppen, jene, die auch ihren großen Jungen draußen im Feindesland unter der Erde haben. Auch diesen armen Müttern möchte ich das Buch nicht in die Hand geben. Ich teile auch nicht die Ansicht des Verfassers, daß Frauen, die Söhne im Alter von 25 Jahren und mehr in den Kämpfen stehen haben, durch das Lesen eines Buches innerlich so umgewandelt werden, wie Wächter dies wünscht. Es ist zu hoffen, daß unsere deutschen Frauen, die ihre Söhne zu Männern erzogen haben, die nach deutscher Art mit Blut und Leben die Heimat schützen, auch innerlich reif und fest sind. Wächter ist nicht ohne Talent. Lala, ist das Bekenntnis einer Frauenfee, mit viel Verständnis und einem bei Männern fehlenden Wissen der weiblichen Psyche gezeichnet. Nur fehlt noch ein gewisses Darübersehen oder Fernersehen, um das Bekenntnis zum Kunstwert umzuformen. M. v. L.

* „Aus dem Wartezimmer des Kriegs.“ Neutrale Kalenderblätter von Watty Weber. (Verlag von Victor Bied, Luremburg.) Watty Weber, der geistvolle Redakteur der „Luremburger Zeitung“ veröffentlicht jeden Morgen in seiner Zeitung eine kleine Skizze, die bald gemüthlich, bald humoristisch, bald poetisch und bald ernst ist. Manchmal vereinigen die vier Eigenschaften sich sämtlich in einer kurzen Bauderei. Den einfachsten alltäglichsten Dingen weiß er etwas Interessantes und Dichterisches abzugewinnen. Bei ihm gelangt der Anspruch so recht zur Anwendung: Es kommt nicht immer darauf an, worüber man schreibt, sondern wie man darüber schreibt. Und gerade das „Wie“ besitzt Watty Weber in hohem Maße. Im vergangenen Jahr war im gleichen Verlag der erste Band dieser kurzen Baudereien erschienen. Sie handelten nicht vom Kriege und kamen unter dem Titel „Jahreszeiten und Allerlei“ heraus. Schon das Wort fennzeichnete die humorvolle Art des Verfassers. Er erzählte darin, daß er seine Arbeiten zwei Freunden vorlegte, die über die Baudereien entscheiden sollten. Die Freunde konnten sich nicht einigen, denn gerade die eine Hälfte der Arbeiten gefiel dem einen, die andere Hälfte dem anderen. Um nun die beiden Freunde nicht zu kränken, und ihre Mühe zu gleichen Teilen zu belohnen, entschloß sich Watty Weber, die beiden Hälften des Buches herauszugeben! Und das ganze Buch hält, was das Wort schon so vielversprechend erscheinen läßt. Dieser neueste Band, der uns jetzt vorliegt „Aus dem Wartezimmer des Kriegs“ weist alle Vorzüge des alten auf, außerdem ist er — wie schon der Titel verrät — außerordentlich aktuell und behandelt den Krieg von weitem, in einer ganz freien Anschauung. Zweifellos wird dieses neue Buch starken Anklang finden. Wir geben unseren Lesern demnach eine Probe daraus wieder. Und man wird sehen, daß auch dort der Kampf um die Lebensmittel tobt, genau wie hier und anderwärts im Deutschen Reich. B. v. N.

* „Chronik des deutschen Krieges“, nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. 7. Band: Von Mitte Juli bis 20. August 1915. Ergänzungsband: Die belgischen Gesandtschaftsberichte aus den Jahren 1905–1914. (G. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Ostf. Bed., München.) Auf fast 500 Seiten finden in dem neuen Bande der oft schon von uns in ihrer Trefflichkeit gewürdigten Beck'schen Kriegskronik die gewaltigen Ereignisse eines Monats zusammengefaßt, aber in diesen Zeitraum fallen die zerschmetternden Schlagen des Nordwärtssturmes in Polen, mit den Rastlosen Warschau, Ivangorod, Rowno, Georgiewsk und Rowno. Zu den monumentalen Berichten über solche Heldentaten kommt eine ganze Fülle diplomatischer Dokumente, Reden, Stimmungsbilder, die hier im großen Zusammenhang der

Dinge ganz anders gewürdigt werden können als bei der Zeitungslektüre. Vieles konnte die Tagespresse überhaupt nur im Auszuge bringen, was hier in voller Ausführlichkeit erscheint. Und so ist es noch besonders dankenswert, daß ein Ergänzungsband unserer Chronik den bedeutungsvollsten im belgischen Staatsarchiv gemachten Fund, die Gesandtschaftsberichte der belgischen Gesandten in genauer Übersetzung vereinigt, die unwiderlegliche Rechtfertigung unserer Friedenspolitik, die jetzt noch von unseren Gegnern tolgeschwiegen, einst in der ganzen Welt laut für uns reden wird. Auch diese Bände werden jedem Leser ein Eigentum von dauerndem Werte bleiben.

* „Suber und Cor“, ein zeitgenössisches Gespräch von Bernhard Guttman. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Jenseits von Haß und Liebe behandelt dieser wahrhaft geistvolle Dialog die großen Probleme der Völkerpsychologie, den tiefen Gegensatz zwischen Engländern und Deutschen, der vielleicht gerade darum so furchtbar trach sich heute kundgibt, weil er auf tieferer innerer Verwandtschaft beruht. Ein Zeugnis großartiger Objektivität des Schauens und Erwägens, freilich aber zugleich in diesen Tagen, wo schon manchen Gebildeten wieder solche Objektivität den Charakter zu verderben droht, nicht ohne Gefahr. Wir haben uns so lange schonungslos selbst kritisiert, ironisiert und persifliert, daß wir eine Zeitlang rückwärtslos ohne Prüberei das aussprechen konnten, was ehrlichen Neutralen als Wunderbares erscheint. Manche kleine Bosheiten, die einer angeblichen fleißigen Deutschstümmelei gelten, hätten wir aus diesem oft so tief schürfenden Dücklein meggewünscht.

Romane, Novellen usw.

* „Die große Stunde.“ Roman von Julius von Ludasch. (Verlag Schuster u. Köppler, Berlin.) Ludasch schildert Wien — sein Wien und seine Wiener. Schöne, lächelnde, leichtherzige, sinnfrohe Frauen und Männer, die viele Talente, viel Glück, Leidenschaften, kluges Wollen und Geschäftssinn haben, aber der ernst strebende, energische und kräftig zupackende Mann fehlt auch diesmal. Die Leiden verlassende stolze Frau und der kampfesfrohe, sieghafte Mann wird uns im Wiener Roman fast nie geschildert, auch diesmal tänzelt eine leichtfertige Schwester an der Seite der sehr klugen, doch heimtückischen und energie-losen, jungen Frau, fesselt natürlich den Ehemann durch ihre vielerlei Grazie und bringt so die Vermählungen in diese Ehe. Die Hauptfiguren sind gut ausgearbeitet, sie leben. Die Sprache seiner Menschen ist oft ein wenig bozierend und langatmig, aber ihre Charaktere sind uns verständlich, obgleich uns in dem figurenreichen Buch viele Originale geschildert werden. C. S.

Medizinisches.

* „Dauerheilung der Heraschwäche und der von ihr abhängigen chronischen Leiden.“ Von Dr. med. Friedrich Völler. (Selbstverlag, Hannover.) Das Buch, welches in 5. Auflage erschienen ist, gibt eine Übersicht über die nach Ansicht des Verfassers von latenter Heraschwäche abhängigen chronischen Krankheiten, die er in vier Gruppen teilt, nämlich die Neuralgien und Neurosen, zweitens die Neurasthenie, drittens die Arteriosklerose und viertens Stoffwechselkrankheiten. Er geht dann über auf die Entstehungen, Verhütung und Heilung der Heraschwäche, welche letztere er, wie aus einer Anzahl von Krankengeschichten zu sehen ist, durch Anwendung von pflanzlichen Antitoxinen erreichen will. Das Buch ist das Resultat genauer Überlegungen eines seine eigenen Wege gehenden Arztes. Dr. C. M.

* „Gesunde Nerven im Frieden und Krieg.“ Von Sanitätsrat Dr. Otto Dornblith. (Verlag von Curt Rabich, Würzburg.) Das Buch, welches uns in 5. Auflage vorliegt, gibt eine Übersicht über die Erscheinungen der Nervenschwäche, über deren Wesen und geht über in Angaben, auf welche Weise die Nervenschwäche zu verhüten sei, beziehungsweise auf die Behandlung derselben. Im letzten Abschnitt geht der Verfasser auf die Anforderungen über, welche der gegenwärtige Krieg an die Nerven stellt, und rückt so das Buch in die Interessensphäre der gegenwärtigen großen Zeit. Wir empfehlen das Buch sowohl denjenigen, die ihre Nerven gesund und widerstandsfähig erhalten wollen, als auch denen, die sie schon angegriffen fühlen. Dr. C. M.

* „Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens.“ Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. C. Posner. (Verlag von Quelle u. Meber, Leipzig.) Das in der 2. Auflage vorliegende Buch behandelt in 6 großen Abschnitten in einer für jeden Laien verständlichen Form alle wissenschaftlichen Fragen des Sexuallebens. Die Darstellung ist sachlich klar und übersichtlich und fesselt durch ihre Schreibweise den Leser. Auch hier wird den im Krieg gemachten Erfahrungen besondere Beachtung geschenkt. Dr. C. M.